

Nr. 48. Bromberg, den 27. Februar 1930.

Alexander Huene.

Ein Erdöl-Roman von Georg Urbat.

VII.

Es gab in diesem Jahr wirklich einen Winter in Berlin. Einen Winter, in dem der Schnee länger als vierundzwanzig Stunden lag, in dem die kleinen Seen im Tiergarten wahrhaftig zufroren, die Schlittschuhe über das Eis glitten und die Menschen rote Nasen und frohe Augen bekamen . . .

Wie ausgewechselt kam Felicitas auch ihr junger Chef vor. Er, der früher so zurückhaltend, ja wortkarg war, der bei den Diktaten oft lange nach Worten suchte, dem floß jetzt der Text der Briefe und Berichte leicht und sicher, und zwischendurch machte er gern diese oder jene scherzhafte Bemerkung und hörte es gern, wenn Felicitas lachte.

Und aus den Diktaten ersah sie, daß die Verhandlungen mit Mirza Ahmed rasch vorwärts schritten und daß es sich hierbei um Objekte von vielen Millionen handelte.

Und ferner ersah sie aus den Diktaten, daß Moskau der Amsterdamer Bank Angebote zwecks Übernahme kaukasischer Naphthafelder in Konzession gemacht hatte. Felicitas wunderte sich aber, daß ihr Chef bei den Diktaten über diese Angelegenheit oft lange Pausen machte und versonnen auf die Linden hinabschaute. Und zwischen den Brauen stand dann eine böse gerade Falte, die sie eigentlich etwas fürchtete.

Eines schönen Wintertages aber schneite es herein: licht und hell wie der Wintertag selbst, sicher und elegant im grauen Gehpelz. Fritz, der Page, klappte wieder einmal zusammen wie ein Taschenmesser, und als er die Besuchskarte zu seinem Chef hineintrug, wieder hinauskam und die Dame einen Augenblick zu warten bat, weil der Chef gerade einen Besuch habe, da hatte er rote Backen, und was ihm noch nie passiert war, er stotterte.

Sie saß dann im Wartezimmer, ruhig und weltsicher, schaute umher, als ob ihr alles das, was sie hier sah, schon länger bekannt sei und sie nur prüfen müsse, ob alles so wäre, wie man es ihr erzählt hatte.

Und durch die halbgeöffnete Tür nickte sie Felicitas freundlich zu, als ob sie das Mädchen schon lange kenne. Neidlos bewunderte Felicitas die schöne, fremde Frau, und als sie von ihr in ein kurzes Gespräch gezogen wurde, merkte sie an dem rollenden harten „r“, daß sie eine Russin vor sich habe.

Da öffnete sich die Tür zu Huenes Kabinett. Auffallend rasch verabschiedete er seinen Besucher, wie Felicitas wohl bemerkte. Und dann reichte er der Russin die Hand: „Bitte, Madame . . .“ sagte er nur und bat sie in das Kabinett. Aber ihre Hand ließ er nicht, und in seinen Augen sah es Felicitas aufleuchten.

Von diesem Augenblick an haßte Felicitas die Russin. Sie schalt sich eine Närrin, aber sie empfand Xenia Tsaturowa als Feindin.

Bald darauf trat Mirza Ahmed ein, und er schien ganz und gar nicht darüber enttäuscht, warten zu müssen — im Gegenteil! Er hatte schon so oft und gern hier gewartet, und er hatte es immer selbst so eingerichtet, daß er warten mußte. Und Huene gegenüber, dem es peinlich war, ihn warten zu lassen, fand er stets eine neue Ausrede. Doch mit Felicitas war er so allmählich vertrauter und näher bekannt geworden.

Auch heute bat und flehte er wieder: „Wann werden Sie mir einmal eine Stunde schenken, Fräulein Felicitas, nur eine kleine Stunde. Haben Sie denn gar kein Mitleid mit mir armem einsamen Kerl?“

Felicitas lachte von ihrer Schreibmaschine her. Und da sie heute kein so abweisendes Gesicht machte, faßte er Mut. „Fräulein Felicitas,“ sagte er wieder „ich habe ein so wunderschönes Schlittengespann aufgetrieben. Eine romantische Schlittenfahrt durch Tiergarten und Grunewald . . .“

Felicitas sann. Er sprach so nett. Sein Deutsch war fehlerlos. Er hatte in Deutschland studiert. Nur die hohen, weichen „ü“-Laute seiner Heimatsprache klangen durch und machten seine Rede noch schmeichelnder, noch weicher. Und auf einmal sah Felicitas wieder den Blick Alexander Huenes, mit dem er die Russin umfaßte . . . Wie ein Trotz kam es über sie.

Sie trat in die Tür des Wartezimmers und sagte leise, als befände sie sich auf verbotenem Weg: „Schön, Mirza Ahmed. Also, morgen nachmittag, wenn es nicht zu kalt ist . . .“

„Und wenn es kalt wäre, Fräulein Felicitas. Gegen Kälte gibt es Pelze — Sie brauchten nur einen zu wählen, Felicitas . . .“

„Ahmed!“

Sie war so ganz Ablehnung, daß Mirza Ahmed um Verzeihung bat. Und Felicitas fühlte, daß er ehrlich bereute. Etwas wie mütterliche Zuneigung empfand sie für den schönen, weichen, fremdländischen Menschen, und so sagte sie: „Also schön, Mirza Ahmed. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, dann holen Sie mich morgen um drei Uhr von Hause ab. Denn ich muß Sie doch meiner Mutter vorstellen, den Prinzen aus dem Morgenlande. Und dann Grunewald. Und in Onkel Toms Hütte wollen wir Kaffee trinken. Und wenn Sie nett sind, spendieren Sie auch Kuchen mit Schlagsahne . . .“

„Und dann, Fräulein Felicitas?“

Von neuem sah Felicitas ihn prüfend an.

„Und dann!“ sagte sie wieder leise, als fürchte sie, die Tür des Chefkabinetts könnte sich plötzlich öffnen, „und dann, wenn Sie durchaus nobel sein wollen, dann —“ Felicitas kämpfte mit sich — „morgen gibt es „Rigoletto“. Besorgen Sie zwei Karten. Aber um Gottes Willen nicht Loge oder Parkett. Hübsch oben, wo die hübschen Mädchen sitzen mit ihren netten, vernünftigen Jungs — gelt?!“

In stummem Druck reichte ihr Mirza Ahmed die Hand. Sie drückte sie kurz und fest. Rasch schloß sie dann die Tür, und ihre Schreibmaschine raste, als wenn ein böses Gewissen hinter ihr her wäre.

VIII.

Drinnen im Chefkabinett saß Xenia auf der Armlehne des vlämischen Lehnstuhls, glättete in leichter Liebkosung den blonden Scheitel Alexander Huenes und sagte dann zögernd: „Sascha, bitte nicht böse sein! Ich muß dir etwas sagen — du mußt deine Besuche bei mir einstellen. Bitte, nicht böse sein! Mein Mann, Medwedjeff, kommt morgen aus Moskau zurück. Und da er nun einmal mein Mann vor dem Gesetz und den Menschen ist, muß er schon bei mir wohnen. Ich möchte anständige Gesinnung mit anständiger Gesinnung vergelten. Man klatscht schon etwas, und ich möchte ihn nicht zum Gespött machen . . ."

Alexander Huene begehrte auf. Nicht mehr die geliebte Frau frei besuchen dürfen! Ihn, den andern, um sie wissen! Täglich, stündlich . . .

Mit einem heftigen Ruck befreite er sich von ihrer Liebkosung. Dann aber reute es ihn und er zog sie zu sich auf den Schoß: „Weshalb weichst du mir noch immer aus, Xenia, Liebe?! Weshalb willst du mir nicht folgen. Es wird doch einen Weg geben, dich von deinem Mann frei zu machen. Oder kann ich dir zu wenig bieten?! Stellst du größere Ansprüche an das Leben? Warte, Xenia, Liebe . . . warte nur kurze Zeit. Wenn ich das große Geschäft mit den Persern unter Dach habe, ist meine Stellung hier sicher. Dann mußt du mir folgen. Und Mirza Ahmed ist weich wie Wachs. Auf die meisten meiner Vorschläge geht er ein. Nur dauert seine Verständigung mit Teheran immer so lange. Die Leute sind das Depeschieren nicht so gewohnt . . ."

Xenia suchte ihm den Mund zu schließen, hielt sich dann die Ohren zu, als wolle, als könne sie nichts hören von dem, was er sprach. Und er sprach immer weiter von dem Geschäft mit den Persern, das ihnen und ihrer Liebe ein Haus bauen sollte.

Und Xenia Tsaturowa wußte: alles das, was sie da hörte, ging nach Moskau. Sie würde es doch berichten! Alles! Sie spielte ein doppeltes Spiel mit ihm, um ihn. Sie verriet ihn und liebte ihn und kämpfte um ihn zugleich. Sie wußte: draußen in ihrer Dahlemer Villa lag ein Brief, am Morgen aus Moskau gekommen. Und in dem Brief schrieb Latwin, daß sich das Außenkommissariat für eine Begnadigung und Rückkehr Alexander Huenes nach Rußland einsetzen werde.

Eine kleine Vorgeschichte hatte aber dieser Brief, und die kannte Xenia allerdings nicht. Zwei Telephongespräche waren in Moskau der Abfassung vorangegangen:

Bei der politischen Polizei, in dem großen grauen Gebäude auf der Lubjanka, hatte Latwin angeläutet, um Janis Karlowitsch Osolin zu sprechen, der Xenia Tsaturowa haßte. Und Latwin hatte angefragt, ob über Alexander Huene Akten vorlägen, und wie sich die politische Polizei zu seiner Rückkehr und Übernahme in den diplomatischen Dienst stellen würde. Und Janis Osolin wollte in einer halben Stunde Bescheid geben.

Nach einer halben Stunde das zweite kurze Gespräch:

„Alloh, Genosse Latwin! Akten über Alexander Huene sind vorhanden."

„So! Was enthalten sie?"

„Nichts Besonderes. War nur einer der entschlossensten Kerle, die je mit einem Regiment auf uns losgegangen sind. Wären alle weißen Offiziere so gewesen, dann säßen wir heute nicht hier."

„Also könnte er auf Begnadigung und Rückkehr rechnen?"

„Vor ein Kriegsgericht müßte er doch wohl gestellt werden!"

„Das könnte doch nur Formsache sein, Genosse Osolin?"

„Ein Kriegsgericht kann nie ganz Formsache sein, sonst wäre es nicht ein Kriegsgericht, Genosse Latwin!" sagte Janis Osolin hämisch in das Hörrohr hinein.

Latwin schrieb aber dann doch den Brief, in dem er Huenes Rückkehr befürworten zu können glaubte . . .

Die stürmische Liebe Xenias sah nun bereits weit ein Tor sich öffnen, durch das sie den Geliebten zu sich entführen konnte. Und so sagte sie in plötzlicher Laune, als müßte sie schon die Probe auf das noch ungelöste Exempel machen:

„Sascha! Würdest du dich mit Moskau aussöhnen können? Würdest du auch hinüberkommen zu uns, wenn man dir eine gute Position und eine Zukunft bieten wollte?"

Er lächelte zu ihren Worten wie zu einem Scherz. „O, Xenotschka! Seit wann ist es Sitte, daß der Mann der Frau folgt? Närrchen, liebes!"

Lachend küßte er sie.

Ihre Laune versteifte sich. Sie wollte nun auf einmal wissen, wie weit ihre Macht über diesen Mann und seine Liebe zu ihr ginge. Und sie sagte ohne jeden Übergang:

„Sascha! Wenn ich nun alles das meiner Regierung berichte, was du mir über die Verhandlungen mit den Persern erzählt hast?!"

Alexander Huene erbleichte: „Laß solche Scherze, Xenia!" sagte er unwillig.

Sie aber bestand auf Antwort.

Betroffen schaute Alexander Huene auf das kalt und undurchdringlich gewordene Antlitz Xenias. „Sphinx!" durchfuhr es ihn fröstelnd. Langsam sprach er die Worte: „Es würde in mir den letzten Glauben an das Gute im Menschen, den ich mir noch aus dem Chaos der letzten Jahre gerettet habe, töten. Und dich, Xenia," vollendete er hart, „dich müßte ich . . ."

„Sprich es nicht aus, sprich es nicht aus!" rief sie und warf sich an seine Brust. „Sage mir nur, daß du mich lieb hast, so wie ich dich lieb habe. Sage es mir . . .!"

Es klopfte. Verstört ließen sie voneinander. Fritz brachte endlich die Karte Mirza Ahmeds.

Mit bangem Blick sah Xenia auf die Karte: „Ich möchte nicht, daß mich Mirza Ahmed bei dir sieht. Und heute abend, Lieber, sehen wir uns. Hole mich ab. Dann essen wir irgendwo zusammen . . ."

Er küßte ihr Gewährung auf die Hände und entließ sie durch die zweite Tür seines Kabinetts.

Ihr Gang, ihre Haltung aber war wieder ganz Sicherheit und Tatkraft. Wie jemand, der wohl einen Zug, aber nicht das Spiel verloren gibt.

IX.

Es war ein schöner Nachmittag für Felicitas gewesen. Die Fahrt durch den verschneiten Grunewald, der Kaffee in Onkel Toms Hütte, die Rückfahrt — und dann endlich „Rigoletto". Noch klangen ihr die Melodien süß und schmeichelnd in die Ohren. Und später: wohin mit dem angerissenen Abend? Mirza Ahmed wollte feudal essen, sie aber wehrte. In ein bescheidenes Weinlokal zu fahren, fand sie sich schließlich bereit.

Und da saßen sie nun in einer entlegenen Ecke. Mirza Ahmed hatte eine eingehende Unterredung mit dem Geschäftsführer. Ein Koch wurde hinzugezogen. Und dann aßen sie persischen Pilaw und kaukasischen Schaschlick. Und dazu tranken sie feinen, roten, leuchtenden Wein . . .

Und wiederum später: da surrte diskret der Motor, und der Wagen sauste durch die verschneiten Alleen des Tiergartens. Und Felicitas saß verträumt-selig in ihre Ecke gelehnt.

Mirza Ahmeds Hand griff zart nach ihrer Hand. Sie ließ ihm die Hand.

„Felicitas", fragte er leise, „sind Sie zufrieden mit dem heutigen Tag?"

„Ja!" antwortete Felicitas offen. „Ich danke Ihnen herzlich!"

Sie fühlte den leichten Druck seiner Hand.

„Felicitas!" sagte er dann wieder leise, „alles Gute muß doch irgendeinen Lohn haben. Und war ich heute nicht gut zu Ihnen?!"

Felicitas lachte in sich hinein. Sie ahnte, um was er bitten und betteln würde.

„Schließen Sie doch die Ougen, Felicitas!" bat er.

Sie schloß die Augen.

„Einen Kuß, Felixitas! Einmal möchte ich selig sein!"

O du lieber, schüchterner Mensch! dachte Felicitas. Der Schelm aber ging mit ihr durch, und so sagte sie: „Nun, holen Sie sich ihn doch!"

Und dann fühlte sie ihren Kopf zart gehoben und einen Mund sanft und andachtsvoll auf ihren Lippen.

Sie wollte nicht wiederküssen. Aber auf einmal kam es über sie, seliger, niegefühlter Rausch: Die wunderbare Waldfahrt. Der Nachmittag. Der Abend. Die Oper. Die süße, schmeichelnde Musik. Das Essen, der Wein und dieser liebe Mensch . . . Sie ergriff seinen Kopf und küßte mit jäh erwachter Leidenschaft.

(Fortsetzung folgt)

Diener John.

Skizze von Alfred Manns.

Es war in einem Hotelzimmer einer kleinen kanadischen Stadt.

„Hast du dich nach dem Weg erkundigt?" fragte der alte Herr seinen Diener John.

„Ja, Herr. Immer am Ufer des Elchsees entlang, fünf Stunden, dann kommt Wald, und dort steht das Blockhaus; aber der Weg ist gefahrvoll; ich bitte Euch inständig, fahrt nicht, oder laßt mich hin."

„Ich verstehe dich, mein Alter, und ich danke dir für deine Liebe, aber dieses muß ich allein machen. Es wäre keine Sühne für mich, wenn du ihn beredest. Nein, ich muß selbst hören, wie er wirklich denkt, und bevor ich das nicht weiß, gebe ich mich nicht zu erkennen. Also — vielleicht überhaupt nicht."

„Lieber Herr, wie soll Bob ahnen, daß Ihr heute anders denkt als damals, wenn Ihr es ihm nicht sagt? Um eins aber bitte ich Euch, geht nicht in der Verkleidung des Pedlar zu dem Jungen."

„Das muß sein; denn komme ich als reicher Mann im Schlitten bei ihm vorgefahren, so weiß er, wer ich bin, und entweder weist er mich ungehört ab, oder er nimmt den reichen Vater auf. Vor beidem fürchte ich mich. Ich habe jetzt einen Bart, mein Kopf ist kahl, und ich trage eine Brille. Nach menschlichem Ermessen kennt er mich nicht wieder. Auch die Sprache hat sich verändert. Nein, Alter, als Unbekannter soll er mir sagen, welche Gefühle er heute für mich hegt. Das bekomme ich schon aus ihm heraus."

„Wollt Ihr ihm denn in der Pedlarmaske mitteilen, daß Euch leid ist, was damals —"

„Das soll er nicht wissen. Wenn auf jeden Fall ein Rest von Liebe bei ihm vorhanden ist, dann will ich die auch nicht durch Mitleid erkaufen."

„Herr, Ihr habt nach jahrelangen Bemühungen in Erfahrung gebracht, wo Euer Sohn geblieben ist, und wißt auch, daß alle, die ihn kennen, mit Achtung von dem Trapper Bob reden. Es ist ein Unding, anders zu handeln, als zu ihm zu gehen und zu sagen: Ich bin dein Vater und komme, dich zu bitten, wieder mein Sohn zu sein."

„Und es geht doch nicht anders, John, ist der Anzug des reisenden Krämers bereit?"

„Ja, Herr, Ihr könnt morgen Euren Weg gehen, und der Himmel möge ihn segnen."

Am folgenden Morgen trat der alte Herr bei zehn Grad Kälte, unkenntlich verkleidet, seinen Marsch an. Aber er hatte die Leistungsfähigkeit von Lunge, Herz und Muskeln überschätzt. Schon nach einer Stunde mußte er sich auf einen Baumstamm am Ufer des Sees niederlassen. Die Sinne begannen ihm stumpf zu werden für die Eindrücke der Gegenwart, um so heller und qualvoller lebten Ereignisse der Vergangenheit auf.

Er sah sein junges Eheglück wieder, er hielt das neugeborene Jungelchen in seliger Freude auf den Armen, er sah den lebensfrohen Knaben heranwachsen und zum Jüngling werden, dessen wildes Temperament seine ruhige Natur nicht verstand und als Willen- und Charakterlosigkeit deutete. Da kam der Diebstahl. Der Schein sprach für Bob als den Täter, und der verblendete Vater, der nach dem Tode der Frau fast ausschließlich dem Geschäfte lebte, glaubte dem Schein und verstieß den Sohn.

Der Dieb war ein leichtsinniger, aber kein schlechter Mensch. Als er sah, was er angerichtet hatte, ging er zu dem Vater Bobs und gestand. Der war von diesem Tage an ein elender Mensch, denn er fand keine Spur des Sohnes wieder bis jetzt, fünfzehn Jahre nach jenem unseligen Tage.

So weit war der alte Herr in der Erinnerung, da verwirrten sich seine Gedanken, sein Kopf sank ihm auf die Brust.

In diesem Augenblicke ertönte Schellengeläute. Ein einfacher Schlitten fuhr vor, den der Diener John seinem Herrn nachgeschickt hatte, ihn aufzunehmen, wenn er nicht mehr weiter konnte. Der Alte erzählte dem Fuhrmanne, wohin er wolle, dann fiel er in Ohnmacht.

Als der Schlitten vor Bobs Hause anlangte, war der Greis wieder zu sich gekommen. Vor der Fenz knallte der Führer mit der Peitsche, und auf der Schwelle des Blockhauses erschien ein breitschultriger, bärtiger Mann mit freundlichen, ein wenig schwermütigen Augen.

Der Schlittenführer nahm das Wort: „Hallo, Bob Wigham, ich fand auf dem Wege diesen Pedlar. Sieh zu, ob du ihm etwas abkaufen kannst."

Bob reichte dem alten Manne freundlich die Hand: „Kommt herin und seid mein Gast. Das übrige findet sich."

„Good bye", rief der Fuhrmann und fuhr davon.

Mittlerweile war in der Haustür ein junges Weib mit hellen, klugen Augen und zwei Buben von acht und zehn Jahren erschienen.

Der Angekommene trat ein, reichte dem Ehepaare die Hand und beugte sich dann zu den Kleinen nieder, die er in einer unbezähmbaren Aufwallung an sich drückte. Die beiden Eltern sahen sich fröhlich an.

Während die Frau einen Imbiß bereitete und die Kinder sich zutraulich an die Knie des alten Mannes lehnten, wußte dieser fast überhastet schnell das Gespräch dorthin zu bringen, wo er es haben wollte. „Meine Ware zeige ich Euch nachher. Sagt mir, habt Ihr keine Eltern mehr, Ihr seid doch noch nicht sehr alt?"

Bob war im Begriffe, eine herbe, abweisende Erwiderung zu geben, aber irgend etwas zwang ihn zu einer richtigen Antwort. Worüber er kaum je mit seinem Weibe sprach, das mußte er diesem Manne sagen — unbewußt zwang ihn die Stimme des Blutes dazu: „Ich habe keinen Vater mehr, weiß nicht, ob er noch lebt. Ich war ein leichtsinniges, lustiges Blut, das der gute Geschäftsmann, der mein Vater war und, wenn er lebt, auch heute noch ist, nicht verstand. Er hielt den tollen Lebensmut für ein Laster und traute mir ohne weiteres eine Niederträchtigkeit zu, die ein anderer beging. So, nun wißt Ihr es."

Es entstand eine Pause, dann kam es gepreßt über die Lippen des Alten: „Das war hart. Aber wenn nun Euer Vater zu Euch kommt und Euch sagen würde, daß ihm leid ist, was er Euch Unrecht tat?"

Bob stand langsam auf. „Dann würde ich ihm sagen: Ich kenne dich nur als Kaufmann. Willst du meine paar Dollar Ersportes, so kannst du sie haben, denn wenn sich mein Vater in Not befindet, soll er nicht vergeblich bei mir anklopfen. Meine Familie bringe ich durch. Mehr kannst du nicht von mir erwarten." — Aber dort kommt die Erfrischung für Euch. Laßt es Euch schmecken."

„Verzeiht, aber ich kann jetzt nicht essen", sagte der Alte wie betäubt. „Lebt wohl." Das Ehepaar wollte ihn halten, aber es gelang nicht.

Bob schüttelte den Kopf. Da war etwas in diesem Besuch, das ihn ganz eigenartig berührte, er wußte nicht weshalb, fast schwermütig war ihm zumute.

Inzwischen war der alte Mann den Blicken der Trapperleute bei einer Biegung des Seeufers, wo dieses an den Wald stieß, entschwunden. Eben wollte Bob sich auf den Weg machen, ihm nachzugehen, als abermals ein Schlitten vorfuhr, dem ebenfalls ein alter Mann entstieg, der Bob scharf in die Augen sah. „Wo hast du deinen Vater gelassen, Bob Wighams?" fragte er.

Der Trapper riß die Augen weit auf, denn John erkannte er auf der Stelle, und wie ein Blitz kam ihm die Erkenntnis. Er mußte sich gegen den Türpfosten lehnen.

„Ja", sagte John, „dein Vater war es", und nun enthüllte er ihm die ganze Geschichte. Dann stiegen sie auf den Schlitten und jagten hinter dem Alten her.

Sie fanden ihn, wie er vor einem Eisloche stand.

Heiß wallte es in dem Sohne auf, aller Hunger nach Vaterliebe, der während seiner ganzen Jugendzeit ungestillt war, kam noch einmal zum Vorschein. „Vater, mein Vater", schrie er, dann stockte er, „ach, wärest du doch arm."

Den alten Wigham wollten die Knie nicht tragen; der starke Sohn stützte ihn. „Junge, wenn das Geld stört . . . Bei allem, was mir heilig ist, ich tue es weg."

Der Diener John rieb sich die Augen. „Lassen Sie das, lieber Herr! Es wird sich auch so machen, wie ich sehe. Aber eins muß ich doch sagen: Ich habe recht gehabt und viele Mühe und Kopfzerbrechen dabei, denn dieses alles hättet Ihr ohne Strapazen, Erfrieren und alle Eure Spitzfindigkeiten wahrhaftig einfacher haben können. Nehmt mir's nicht übel, daß ich Euch das sage."

Bekenntnisse eines Sklavenhändlers.

Schiffsladungen schwarzes Elfenbein. — Sechshundert Menschen werden über Bord geworfen.

Von Ludwig Haßlinger=London.

Handel mit „schwarzem Elfenbein" nannte man damals das Geschäft. Unter diesem Namen verbarg sich der niederträchtige Schacher, der noch im vorigen Jahrhundert mit Negern getrieben wurde und der gerade zu einer Zeit, da man in der Kulturwelt von Ästhetik überquoll, in höchster Blüte stand. Welche Roheit zu diesem Geschäfte gehörte, erfahren wir jetzt von neuem aus einem Buche, das kürzlich in London erschien und deshalb besonders interessant ist, weil es gewissermaßen das Bekenntnis eines Sklavenhändlers darstellt. Sein Verfasser, Kapitän Theodore Canot, schrieb es schon 1854, doch irgend ein Umstand verhinderte mehr als 75 Jahre lang das Erscheinen dieser „Abenteuer eines afrikanischen Sklavenhändlers".

Canots Tätigkeit bestand darin, die Sklaven, die ihm an der Guineaküste von schwarzen oder arabischen Händlern verkauft wurden, nach Amerika zu schaffen und dort an den Mann zu bringen. Er berichtet, auf welche Weise sich die afrikanischen Stammeshäuptlinge in den Besitz der schwarzen Menschenware setzten. Daß Kriegsgefangene ohne weiteres in die Sklaverei verkauft wurden, galt diesen „Königen" als selbstverständlich. Doch weil nicht immer Kriege geführt werden konnten, so leerten die schwarzen Potentaten bei Ankunft eines Händlers ihre Gefängnisse und lösten damit das Problem des Strafvollzuges auf die einfachste und für sie vorteilhafteste Weise. Manchmal freilich kam es vor, daß sich niemand im Gefängnisse befand. So traf ein weißer Händler einst seinen Lieferanten in dieser Verlegenheit. Doch der Schwarze wußte sich zu helfen. Er besaß ein gutes Gedächtnis und erinnerte sich noch genau aller seiner männlichen und weiblichen Untertanen, die im Verlaufe des letzten Jahres durch irgend eine Kleinigkeit sein Mißfallen erregt hatten, ohne daß es ihm damals eingefallen wäre, sie wegen derartiger Nichtigkeiten zu bestrafen. Jetzt aber mußten ihm diese belanglosen Verstöße als Vorwand dienen, um alle diese Unglücklichen durch seine Leibgardisten aus der Hütte holen zu lassen, und der Händler verließ die Residenz mit einer starken Sklavenkarawane.

An der Küste wurde das schwarze Elfenbein von den Kapitänen der Sklavenschiffe übernommen. Doch längst nicht jeder Schwarze war zur Überfahrt nach Amerika geeignet. Jeder einzelne wurde von den Kapitänen untersucht, jeder Muskel, jedes Gelenk, jeder Zahn geprüft. Viele kamen in so erschöpftem Zustande an der Küste an, daß man sie als unbrauchbar zurückwies. Um dieser Gefahr zu entgehen, hielt sich mancher der Lieferanten einen in seinem Vaterlande auf die schiefe Bahn geratenen Arzt, der die Schwachen und Kranken mit Drogen künstlich belebte, so daß diese Neger die Prüfung bestanden, um bald darauf während der Seefahrt zu sterben.

An Bord des Sklavenschiffes mußte jeder Zoll Raum ausgenutzt werden, um möglichst viel schwarzes Elfenbein verladen zu können. Die Neger wurden deshalb im Schiffsraum wie die Heringe verpackt, so daß der Kopf des einen zwischen den Beinen des anderen auf den nackten Planken lag. „Auf einigen Schiffen", so schreibt Canot wörtlich, „konnten sie nicht einmal liegen. Sie saßen während der ganzen Fahrt einander auf dem Schoße." Manchmal gönnten die Kapitäne den Unglücklichen eine kleine Erleichterung, indem sie jedem eine schmale Holzrolle gaben, um den Kopf darauf legen zu können. Doch dies geschah nur dann, wenn die Schwarzen so zermürbt waren, daß sie nicht mehr daran dachten, das Holz als Waffe gegen ihre Peiniger zu benutzen. Für die Aufrechterhaltung der Ruhe sorgten die Bootsleute mit der Peitsche in der Hand, oder der Kapitän wählte unter je zehn Sklaven den Gefügigsten aus, der dann um den Preis einer etwas menschlicheren Behandlung zum Wärter seiner eigenen Leidensgenossen wurde und über ihnen die Knute schwang.

Bevor die Sklaven im Schiffsraum eingepfercht wurden, nahm man ihnen jeden Fetzen Kleidung, weil der Schmutz durch diese nur noch erhöht worden wäre. Aber auch dann noch herrschten derartig unbeschreibliche Zustände, daß jeder Kriegsschiffsmatrose allen Ernstes behauptete, er könne ein Sklavenschiff auf fünf Meilen am Gestank erkennen.

Unter diesen Umständen waren Seuchen unausbleiblich. Durchschnittlich überlebten 20 Prozent der Unglücklichen die Seefahrt nicht. Am gefürchtetsten waren die Pocken. Der Kapitän selbst untersuchte jeden Schwarzen täglich auf rote Flecken und Pünktchen auf der Haut, die Anzeichen der Krankheit. Fand er sie bei einem Neger, so wurde dieser sofort in einem Verschlag abgesondert. Stellte es sich nach Tagen heraus, daß die verdächtigen Zeichen nicht auf Pocken zurückzuführen waren, so suchte man das Wertobjekt, das jeder Neger darstellte, zu erhalten. War der Unglückliche wirklich krank, so wurde er mit einer Dosis Morphium im Leibe über Bord geworfen. Auf Schiffen, auf denen die Pocken ausbrachen, raffte die Seuche stets 60 bis 70 Prozent der Sklaven dahin. Dann freuten sich die Haie.

Um wenigstens etwas auf Sauberkeit halten zu können, wurden die Schwarzen an Tagen, da es der Seegang erlaubte, auf Deck getrieben. Dort mußten sich die aneinander Geketteten gegenseitig mit Salzwasser abwaschen. Etwas menschlich denkende Kapitäne erlaubten ihnen dann, das Essen — Reis oder Pferdebohnen — dort einzunehmen, sich zu sonnen und heimische Lieder zu singen. Spanische Kapitäne glaubten auch für das Seelenheil der Menschenware sorgen zu müssen und verlangten vor jedem Essen ein Tischgebet, ohne sich der Zynik ihrer Handlungsweise bewußt zu werden.

Noch mehr als die Seuchen fürchteten die Sklavenkapitäne die englischen Kriegsschiffe, denn deren Besatzung machte kurzen Prozeß mit ihnen, wenn sie an Bord des Schiffes Schwarze fand. Unverständlicherweise aber wies das englische Gesetz eine Lücke auf, die den Kapitänen fast immer erlaubte, ihr Leben zu retten, wenn sie auch die Ladung verloren. Ein Sklavenkapitän durfte nämlich nur dann abgeurteilt werden, wenn gleichzeitig einer der an Bord seines Schiffes gefundenen Schwarzen als offensichtlicher Beweis gegen ihn vorgeführt werden konnte. Deshalb trafen die Kriegsschiffe, die einen Sklavensegler anhielten, fast nie einen gefangenen Schwarzen. Canot berichtet hierzu den Fall des Kapitäns Homans. Dieses Tier in Menschengestalt nennt er ohne Scham seinen Freund. Homans befand sich mit voller Ladung auf hoher See, als er an einem Abend gleichzeitig von vier aus verschiedenen Richtungen kommenden englischen Kriegsschiffen gesichtet wurde. Der nur schwachen Brise wegen kamen die Engländer dem Sklavenschiff erst nach Einbruch der Dunkelheit auf Schußweite nahe. Sie forderten ihn zum Beidrehen auf. Da ließ Homans die sechshundert Schwarzen, die er an Bord hatte, auf Deck treiben. Die schwere Ankerkette wurde längs der Reling auf die Planken gelegt, und die Matrosen banden die Neger mit ihren Fesseln daran fest. Schon klang der Ruderschlag des ersten von den vier Booten, die von den Engländern ausgebracht worden waren, zum Sklavenschiff herüber. Homans ließ nun die Ankerkette an ihrem äußersten Ende kappen. Der Anker fiel und zog die sechshundert Unglücklichen mit sich über Bord. Sekundenlang nur schallten die entsetzten Schreie der Ertrinkenden zu den fieberhaft rudernden Engländern hinüber. Dann war völlige Stille. Ein paar Minuten später kletterten die Kriegsmatrosen an Bord. Homans empfing sie mit höhnischem Lächeln. Sie konnten ihm nichts anhaben, denn sie fanden nicht einen lebenden Schwarzen mehr.

Lustige Rundschau

* **Das aufregende Angeln.** „Sie können sich gar nicht vorstellen, wie aufregend Angeln ist." — „Aber wieso denn?" — „Nu, weil man keine Angelkarte hat!"

* **Sein Ärger über diesen Winter.** „In diesem Winter ist doch scheußliches Wetter: einmal ist es warm, dann wieder kalt; man weiß gar nicht, was man versetzen soll."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.